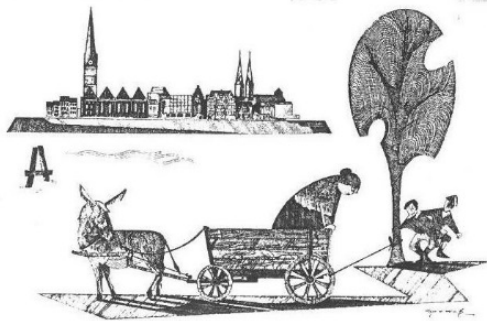


Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Mudder Cordes



Dieses Prachtbeispiel fast schon unbremischer Gemütsbewegung beweist mit der so zeitbeständigen Verehrung, dass der Bremer sehr viel Herz hat. Wie sonst gehört diese schlichte Frau, deren Leben keinerlei Sonnenschein kannte, zu den so liebevoll gehegten Kleinodien bremischen Bewusstseins? – Sie war

früh Witwe geworden und musste sehen, wie sie sich damit durchschlug, dass sie mit einem Handkarren Grünkram verhökerte. Jemand schenkte ihr dann einen großen Hund, der nun den Waren zog. Als „Sultan“ aber sechs Jahre darauf zu alt geworden war, stiftete man Geld für die Anschaffung eines Esels, der fortan Mudder Cordes' Fuhre in Gang setzen sollte. Mit Kapuze und Brille saß sie vorn auf einem Brett und kutschte mit dem störrischen „Anton“ die Packhäuser ab, wo sie auf den Tabakböden den „Fegsel“ einsammelte, um die verwertbaren Reste herauszusuchen und zu Geld zu machen. So weit, so schön, aber wo immer sie anhielt, scharren sich böse Buben um „Anton“ und trieben mit ihm Schabernack. Eines Tages las man dann in der Zeitung folgende Anzeige: „Esel – sind auch Thiere, welche dem Menschen nützen, und womit ich als 77-jährige Witwe meinen Lebensunterhalt erwerben muss. Ich bitte daher jeden Thierfreund mir doch beizustehen, damit ich ungeschoren meinem Erwerb nachgehen kann. – Achtungsvoll, Frau Cordes Ww., Schützenstraße 17. – Ja, die Mudder Cordes. Drei Tage vor ihrem 90. Geburtstag nahm sie im Jahr 1905 von dieser Welt Abschied. Ihren „Anton“ aber stopfte man aus und gab ihm einen Platz im Museum, wo er sogar noch den zweiten Weltkrieg überstand.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

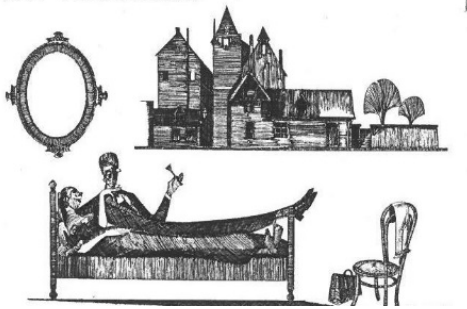


Ein Begriff für alle guten Bremer, die ihre Stadt lieben. Dabei war Heini Holtenbeen einer der Geringsten unter allen, was die Sache vielleicht erklärt. Vom Schicksal hart getroffen geisterte er durch die Straßen, trat niemandem auf die Füße und „war best gelitten“. Er verkehrte in höchsten Kreisen per „DU“ und pumpte jeden „bis morgen“ um einen halben Groschen für die Pferdebahn an. Trotz seiner windschiefen, milde belächelten und bestimmt nicht beneidenswerten Lage hat er nie gepasst, sondern sah sich stets als wichtiges Glied der menschlichen Gesellschaft. Ja, so war er, dieser Joseph Kebele, der 1835 an der Tiefer als Sohn eines böhmischen Schusters geboren und als Küperlehrling aus der Bodenluke eines Packhauses gestürzt war. Seitdem war er zu keiner Arbeit mehr zu gebrauchen und hinkte halbseitig gelähmt, jedoch immer irgendwie geschäftig herum. Er hatte tausend Freunde, der Alkohol gehörte nicht dazu. Und als man ihn vorübergehend ins Armenhaus steckte, erklärte er dem inspizierenden Bürgerschaftspräsidenten treuherzig, er werde gerade anderswo dringend gebraucht, er solle bei Bekannten „de Kinnern erziehen“. 1909 starb er im St.-Jürgen-Asyl in Ellen, und auf dem Friedhof von Oberneuland wurde er beerdigt. Für Bremen aber wird er wohl ewig leben, als Inbegriff – es ist wirklich so – der guten alten Zeit.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Dr. Thulesius



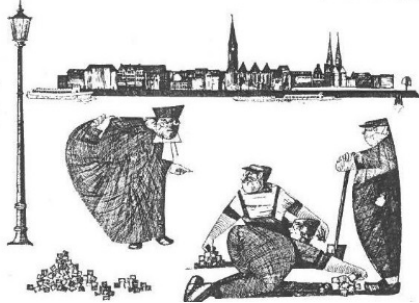
Jedes Haus hatte früher in Bremen seinen Hausarzt, der keineswegs – oh, prächtiger Idealfall – für die Krankheiten zuständig war, sondern für die Gesundheit. Und mancher Hausherr zog von der abgemachten Jahrespauschale in Mark und

Pfenningen ab, was an Krankheiten dazwischen gekommen war. Bezahlt wurde am Jahresende, genau wie bei den Dienstboten – hie und da allerdings auch nicht, wie bei dem Arzt-Original mit dem klangvollen Namen Dr. Thulesius. Als er dann zu Ostern wieder gerufen und gleich ins Dachgeschoss bugsirt wurde, wo er sich am Bett eines der Küchenmädchen um deren baldige gesundheitliche Wiederherstellung, sprich Indienststellung, bemühen sollte, ergab sich folgendes Inkasso-Gespräch: „Wo fehlt die denn wat, mien Deern?“, forschte Dr. Thule, wie er genannt wurde. „Och, Herr Dokter“, sagte die Maid wahrheitsgetreu, „fehlen tut mich dscha eigentlich nichts. Es isser ja nur wegen mein Geld, was ich immer noch zu kriegen habe.“ – „Helpt dat denn?“ forschte der alte Thule weiter. – „Dscha“, kam die Antwort, „meist dscha, wenn ich so’n büschen krank werde, denn helpt dat.“ – „So, so“, sagte der alte Junggeselle darauf, zog sich den Mantel aus und erklärte ohne weitere Umschweife: „Denn ruck man’n beten und lat mi mit in’t Bette hinein, ek heff mien Geld ok noch nich.“

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Richter Smidt



Nach Ansicht aller Bremer der beste Richter, den es je gab. Weise wie Salomon, beliebt wie Kennedy und volkstümlich wie Schmeling. Entsprechend wurde er zum Anekdoten-Magnet. Er bewies, dass man ein großartiges Original sein kann, ohne lächerlich oder komisch

zu wirken. Als Sohn des ersten Mannes im Staat, des Olympikers unter den bremischen Bürgermeistern – Johann Smidt – war dieser Dr. Johann Hermann Smidt in seiner Vaterstadt bei Wahlen zwar nur zur vierten von acht Klassen zugelassen, seines richterlichen Amtes aber waltete er im Rathaus. – Und auf dem Weg dorthin stolperte er sozusagen über zwei Männer, die gewaltig im Erdreich herumwühlten. Seine interessierte Frage beantworteten sie dahingehend, dass sie einen Kanal bauen müssten. Als Smidt am nächsten Morgen vorbeikam, schütteten sie gerade alles wieder zu, was zu erneuter Nachfrage Anlass gab. Diesmal hieß die Antwort: „Da weer all een.“ – Und als die beiden nach Tagen immer noch zuschütteten, zitierte sie der Mann des Rechts und der Ordnung in seine Amtsstube, um sie zu drei Tagen Arrest zu verdonnern. Völlig verwirrt erklärten sie wahrheitsgemäß: „Wi hebbt doch gar nix doon.“ – „Just deswegen“, hieß daraufhin die Urteilsbegründung. – Eines Tages spielte ein Nachbar einem anderen, mit dem er „übers Kreuz“ lag, den bösen Streich, dass er klammheimlich nachts vor dessen Haustür seine Notdurft verrichtete. Die Sache wurde schnell entdeckt, man holte den Nachtwächter, ließ alles „von Amts wegen“ feststellen, und vor Richter Smidt traf man sich wieder. Der aber meinte: „Worum hebbt Ji denn dat nich mit ,n Schuffel weggenommen? Denn wär doch allens in Ordnung ween.“ – „Nee“, wurde er belehrt, „mien Fro hett seggt: ,Dat blivt so leggen. Dat is ,n Freten för Richter Smidt.“ – Ja, ja, er war eben sehr volkstümlich... - Am 6. Februar 1879 starb er im Alter von 75 Jahren, nachdem er 27 Jahre Richter und davor 20 Jahre Advokat gewesen war. „Eers ,n Näs un denn ,n Brill, pflegte er zu sagen.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Die Bremer Henne



Zweiter Rathausbogen von links, da ist sie zu finden, die „Gluckhenne“, wie die Bremer sagen. Eins der Wahrzeichen der Hansestadt, eins der vielen. – Sonntags steht „Vaddern“ mit seinem Jüngsten – wenn der damit dran ist – dort und erklärt ihm das:

„Da war mal noch nichts hier, reinweg nichts. Und da kamen so Fischer von

weiter stromab, weil dass da wohl bei denen gerade eine Mords-Flut war. Wie die nun mit ihrem Boot hier sind auf der Weser, gibt es ein ziemlich ordentliches Gewitter extra, und so sehen die doch die Henne da, wie die mit ihren Küken inner Düne ein prima Eckchen findet. „So“, seggt de Fischers, „dar blevt wi ok“. Und so ist Bremen entstanden. – Und da kommt denn auch gleich der Name von: „Bremen“, dat is „brämen“, so wie die Düne am Rand von der Weser liegt und sie „verbrämt“ – ein ganz gediegen Wort is das bestimmt, aber so hebb ek dat ok von mien Vadder vertellt bekämen.“ – Dscha, wie gesagt, am Sonntagvormittag vor dem Rathaus, zu dessen Steinornamentik die flandrische Renaissance-Darstellung seit 1610 gehört. Das mit dem Vater und seinem Sohn stimmt, das mit der Henne weiß man nicht genau, sehr genau weiß man aber, dass Handwerksburschen früher, als sie noch zu ihrer Ausbildung durch die Lande wandern mussten, als Beweis für ihre Anwesenheit in Bremen später zu Hause ihren Zunftoberen haargenau die Darstellung der „Gluckhenne“ beschreiben mussten. – Die Henne gilt als Zeichen der Geborgenheit, Sicherheit und Zusammengehörigkeit, was die gute Stadt Bremen seinen Bürgern bot und noch heute bietet.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Fisch-Lucie



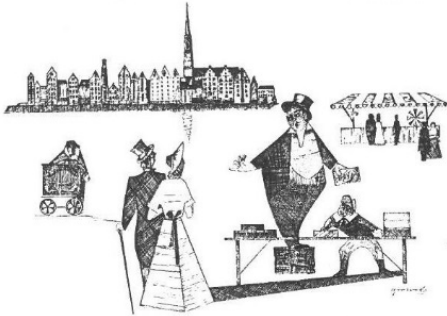
Da steht sie leibhaftig vor uns, die alte Zeit – wenn dieser Name fällt. Vor der alten Börse auf dem Marktplatz, sozusagen im Mittelpunkt allen Geschehens, jederman vertraut, verkaufte sie die Stör- und Lachs-Leckerbissen, die seinerzeit sogar noch die Weser

lieferte, und die sich der feine Mann mit Weißwein wohl munden ließ. Für die mehr „bürgerliche“ Küche hatte sie Butt-, Koch- und Pann-Fische zur Hand, Stinte und Maifische rundeten ihr Angebot nach unten ab. Neunaugen gingen bei allen, und Aale machten ihr nur Kummer, wenn die Frau Senator damit zu lange herumfummelte. Deutete jemand auch nur an, dass die Ware etwa von gestern sein könnte - was sie ja nach den Umständen sein musste - bediente sich Fisch-Lucie eines seegehenden Kabeljaus für den „schlagenden Beweis“ von Qualität einerseits und persönlicher Überzeugungskraft andererseits. Drei Röcke über- und untereinander - so war das damals -, stand sie inmitten von „Kökschen“ mit frisch gebügelten Schürzen und Einkaufskörben am Arm. Lucie – sie hieß Flechtmann, war zweimal verheiratet. Sie hat 16 Kinder großgezogen. Fisch-Lucie jagte ihrer Konkurrenz schon bei Tau und Tag auf der Weser die frische Ware ab, die damals die von See heimkehrenden Kutter zur Schlachte brachten. Dazu hatte sie sich ein eigenes Boot gekauft, mit dem sie auf dem Strom wartete. Einmal nahm sie gleich 20 Fischern den gesamten Fang von 180000 Butten ab. - 71-jährig starb sie 1921 mit dem verpflichtenden Satz auf den Lippen: „Bleibt ehrlich und gedenkt immer der Armen.“ Fisch-Lucies Begräbnis wurde zu einem Ereignis in der Hansestadt. Die Polizei musste den Friedhof absperren, so viele Bremer wollten sich von ihr verabschieden.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Der Moppen-Onkel

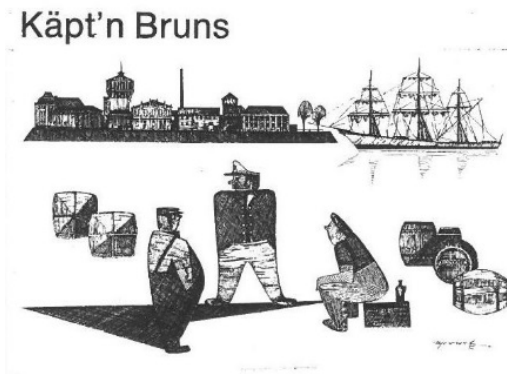


Personifizierung des Bremer Freimarkts aus Großvaters Tagen mit all seinen romantischen und anderen Vorzügen, als dieser Johann Hermann Vajen rund um das Rathaus seine steinharten, aus Mehl und Sirup gefertigten Moppen an den Mann brachte, und zwar

ausschließlich durch sein „Verkaufsgespräch“. Er dichtete rund um sich her und jedem Kunden auf den Leib zugeschnittene Verse: „Aha, ein Herr von der Infanterie – also ein Pfund Moppen möchten Sie? Die Moppen machen frisch und stark – und der Soldat kriegt Kraft und Mark.“ Dreifach, doppelt stand man vor seinem Stand und ergötzte sich an solchem gereimten Redefluss des wuchtigen kleinen Mannes mit seinem viel zu breiten Gesicht. Alle liebten ihn, schon als er als Zwanzigjähriger in den 70er Jahren mit einem „neumodischen“ Selterswasser-Wagen am Kastanienwäldchen stand. Das Medizinalamt verbot die Sache aber schon bald wegen des Grünspans, der sich in den Kupferkesseln des „Weserwassersektivs“ bildete. Unser Mann stieg daraufhin auf die holländischen „Moppen“ um und verpackte sie in poetische Makulatur. Irgendwie hatte die Sache Art, und das gefiel: „Meine Damen, Sie haben wohl Liebesschmerz? Och die Moppen sind gut fürs Herz“. Vom Domhof siedelte er zu Alten Börse um und vergrößerte sich, und später bekam er einen dicken Ehrenstand auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz. Und als er längst andere beschäftigte und nur noch im Hintergrund thronte, zeigte er sich immer noch all seinen dichterischen Anforderungen gewachsen: „Mein Herr, Sie sind wohl Lehrer? Ich glaub', Sie sind auch Moppenverzehrer. Gleich werden sie das Gewünschte kriegen. Ich will bloß mal eben wiegen.“ Unbewusst setzte er sich aber noch ein ganz anderes Denkmal: Der Klassiker bremischer Heimatdichtung, Georg Droste, räumte unumwunden ein, dass er durch niemand anders zur Schreibung angeregt wurde als „dör den Moppen-Onkel“.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher



Achtungsgebietende Persönlichkeit, wohnte in der Humboldtstraße, ging aus alter Autoritäts-Gewohnheit zwei Schritte langsamer als alle anderen und trug seine zweireihigen Uniform-„Pea-Jackets“ (Betonung auf der 2. Silbe) auf, allerdings mit zehn anderen Knöpfen. Er holte treusorgend für seine kinderreiche Familie – je Heimataufenthalt eins – ein und strahlte rund um sich her sagenhafte, interessante Vergangenheit aus. Ein Mann, den zu kennen man stolz war. Nun, Käpt'n Bruns dokumentierte weltweiten bremischen Kaufmannsgeist und deutsche Seegelung in einer Person. San Francisco und Manila waren ihm vertraut. Verden an der Aller und Hannover bestimmt nicht. – Wahrscheinlich wusste er auch noch um einen versteckten Seeräuberschatz, und ganz sicher hatte er ein eisernes Schiff nur mit Verachtung betreten. „Von selber isser das nich“, erzählte er. „Als ich beim Lloyd anfang auf der „Forelle“ nach Norderney, bin ich abends hier in Bremen immer weg von Bord und auffer Seemannsschule gegangen. – Wat, die war nachts nicht auf? – Na dscha, ich wollte ja man nur sagen, wie ich gestrebt habe...“.

Übrigens, und das der Ordnung wegen: Käpt'n Bruns ist das einzige Bremer Original, das es gar nicht gegeben hat. Jedenfalls nicht als Einzel-Individuum – dafür aber gleich in Stärke einer ganzen Segelschiffs-Besatzung, und das waren immerhin zwei Wachen von 50 bis 100 Mann.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Die Sieben Faulen



Oh, sie waren so schrecklich faul, diese sieben Brüder aus der Faulenstraße in Bremen, die mit Faulheit dabei gar nichts zu tun hat. Sie hieß nämlich die „vule“, die „schmutzige“ Straße, weil sie tief lag und morastig war. Was aber taten die sieben Brüder dort? Nichts, denn sie waren böse Taugenichtse, die überall nur zusahen und sich vom

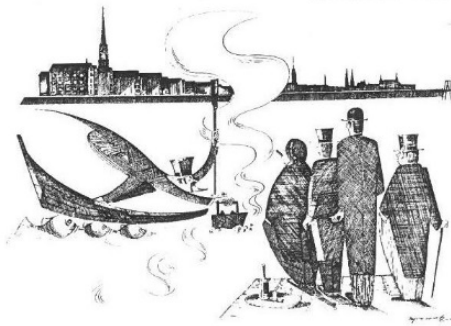
Vater ernähren ließen. Eines Tages aber hatten sie auch dazu keine Lust mehr und wollten tatsächlich selber etwas tun. Da allerdings wurden sie das Opfer ihres schlechten Rufes. Niemand wollte sie haben. Schließlich zogen sie mürrisch in die Ferne. Sie kehrten aber zurück, und nun begannen sie Dinge, die den Nachbarn höchst wunderlich erschienen. Sie schaufelten einen tiefen Graben zur Entwässerung aus und ernteten nun auf ihrem Land reichen Segen. Sofort hieß es, sie seien zu faul, weiterhin bis zum Knie im Wasser zu waten und kümmerlich das Gras zu schneiden. – Dann baute sich der Älteste nebenan ein eigenes Haus und heiratete. Für die Nachbarn war er aber nur zu faul, sich in dem alten Haus mit den anderen einzuschränken. – Schließlich bauten sich alle sieben eigene Häuser und pflanzten um ihre Grundstücke dichte Dornenhecken – nach allgemeiner Ansicht nur, um nicht nachts die Hasen aus dem Kohl vertreiben zu müssen. – Als sie gar noch Bäume setzten, waren sie nun zu faul, nach dem Olebshäuser Holz zu gehen, wenn sie im Sommer Schatten suchten. – Die Straße aber pflasterten sie mit Steinen – auch wieder aus Faulheit, weil sie bei Regenwetter nicht ihre Schuhe säubern wollten. – zuletzt gruben sie sich einen tiefen Brunnen, der gutes Wasser gab. Das aber wurde in der Runde damit quittiert, dass man sagte: Der Vater ist tagtäglich viele Male zur Weser gegangen, um Wasser zu holen. Seine Söhne aber wollen es vor der Tür haben.

Diese Geschichte aus den „Bremer Volkssagen“ von Friedrich Wagenfeld ist inzwischen um die ganze Erde gegangen.

Emil Mrowetz

Bremer Originale - Begleittext von Lüder Döscher

Bremer Eiswette



18 junge Bremer der Biedermeierzeit saßen am 6. November 1828 in geselliger Runde, „pokulierten und absolvierten ein Spielchen“ – damals große Mode -, dscha und denn wetteten sie um eine Sache, die sie als Kaufleute sehr bewegte: ob es der Winter diesmal mit ihnen gut meinte oder nicht.

Solange er sein eisiges Regiment führte, gingen Handel und Wandel in der Hansestadt ebenfalls auf den Nullpunkt zurück. Erst wenn die Weser nicht zugefroren war, konnte die Schifffahrt wieder einsetzen. Bis dahin war Pause, weil der Motor nicht lief. Nun, man einigte sich auf den 12. Januar, und gewettet wurde um einen Thaler, dazu um die Ausrichtung eines Mahles „vaterländischen braunen Kohls mit Zubehör“ für die Gewinner. Genauso ist es bis heute geblieben: mit der Wette, dem Mahl und dem Bremer Nationalgericht. Das Ganze hat neben der Schaffermahlzeit eine sehr wichtige Aufgabe bekommen: Bremer Kaufleuten Gelegenheit zu geben, ihre Freunde in nah und fern einzuladen, um im beiderseitigen Interesse Geselligkeit zu pflegen. Allerlei Zeremoniell gehört dazu: Mit Zylinderhut und Notar zieht man nun am Dreikönigstag zum alten „Punkendeich“, ob festzustellen, ob die Weser „steiht“ oder „geht“. Dicke Steine werden aufs Eis oder ins Wasser geworfen, und ein spindeldürrer Schneider mit heißem Holzkohlen-Bügeleisen muss ausprobieren, ob er zu Fuß auf die andere Seite kommt. Seit der Stromregulierung schafft er es kaum noch, und so springt jedes Mal ein Boot der in Bremen ansässigen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ein, den Mann vor dem Ertrinken zu bewahren.